

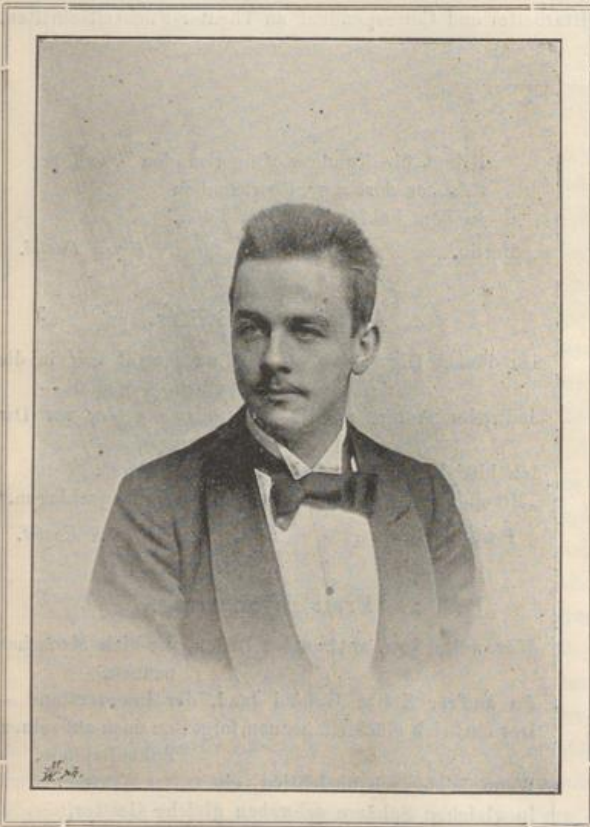
Erich Paetel.

Unter den jüngeren Schriftstellern verdient Erich Paetel, dass man auf ihn aufmerksam macht. Hier und da las man von ihm ein anziehendes Feuilleton, eine unterhaltende Novelle, eine von gesundem Urtheile zeugende Kritik; doch gefesselt wurde man in höherem Masse von seinem Seelen-Roman „Das Recht auf Liebe“

(Berlin, W. Münnich). Diese Arbeit zeugt von nicht gewöhnlichem Talent, und die stimmungsvollen Bilder, die Paetel in diesem Werke vor das geistige Auge zaubert, stehen in lebendigen, naturfrischen Farben vor dem Leser. Sein Empfinden ist noch nicht verdorben von der Krankheit Naturalismus, man wird bald gewahr, dass ein selbstständiger Geist zu Einem spricht. Was Paetel's Arbeiten jedoch den Stempel eines eigenartigen Schriftstellers aufdrückt, ist seine Originalität, seine Einfachheit in der Anwendung künstlerischer Mittel. Er vermeidet jeden Schwulst, er geht allem unschön Ueberschwänglichen aus dem Wege. Und das ist es, was an seiner Individualität gefällt. Selten ist es einem Schriftsteller geglückt, so rasch bekannt zu werden wie Paetel. Hoffentlich ist dieser Erfolg ein Ansporn für den jungen Dichter, weiter zu arbeiten und zu streben, und nur die erste Sprosse zu der noch zu erklimmenden Ruhmesleiter.

Erich Paetel ist zu Berlin als Sohn des Verlagsbuchhändlers, Commerzienrathes Dr. phil. Hermann Paetel, Begründers der „Deutschen Rundschau“, geboren. Paetel hat eine sonnige Kindheit im Kreise seiner Geschwister verlebt, hat auch am Verkehre mit gereiften Leuten schon damals viel Gefallen gefunden — von dem Tage an, da er den ersten Schritt in die Schule lenkte, erwachte in ihm das rege Interesse an allen Erzeugnissen der Feder, überhaupt am geistigen Leben. Theater war schon in der Jugend sein Höchstes! Noch halb Kind, dramatisirte er für eine Aufführung in grösserem Kreise das bekannte Gedicht „Das Tabakspfeifchen“ und erntete vielen

Beifall. Der rege geistige Verkehr im Hause seines Vaters, der Umstand, dass er viel mit geistig hervorragenden Männern im Hause seines Vaters zusammenkam, waren wohl die besten Auspicien für seine Zukunft. Schon als Obersecundaner begann er, an Zeitschriften mitzuarbeiten; seine erste novellistische Arbeit: „Alt-Heidelberg, du feine“ schrieb er als junger Student. Seine Thätigkeit an Zeitschriften war eine zunächst nur theaterkritische, dann auch novellistische. Auf den Wunsch seines Vaters wählte er das juristische Studium, das er mehrere Jahre getrieben hat; nebenbei blieb ihm aber stets Zeit zum Schriftstellern. Die auf seinen Reisen nach England, Frankreich und Italien gesammelten Eindrücke hat er in Form von Schilderungen und novellistischen Skizzen, in Form von Feuilletons in grösseren Tageszeitungen, wie der „Saale-Zeitung“ u. s. w. niedergelegt. Sein reger Verkehr mit Schauspielern liess ihn auch in den Geist der weltbedeutenden Bretter sich versenken; sein satirisches Festspiel „Aus vier Jahrhunderten“ liegt gedruckt vor. Er liess eine Artikelserie: „Berliner Künstler“, Büsten und Bilder, eine Sammlung von kunstkritischen Essays über Künstler wie Kainz, Matkowsky, die Sorma folgen, die in der Künstlerwelt viel Anklang gefunden hat. Im Juni 1896 erschien sein Roman „Ein Recht auf Liebe“ (Berlin 1896), der von Seiten der Presse wie Publicum günstige, zu weiterem Schaffen ermunternde



Erich Paetel.

Beurtheilung erfuhr. Ein neuer Roman: „Der Ewigkeitskuss“, wird demnächst in Buchform dem Publicum vorliegen. Der „Ewigkeitskuss“ ist eine Erinnerung aus dem Süden — er spiegelt tausend farbenprächtige südländische Bilder als Reflexionen des Verfassers wieder, ein Seelengemälde grossen Stils — eine durchaus neue, spannende Handlung — ein feiner, geistreicher Dialog — ein Menschenschicksal aus seinen Tiefen heraus erklärt und plastisch gestaltet!

In letzter Zeit hat Paetel sich auch dramatisch beschäftigt; ein fertiges Lustspiel, „De profundis“, sowie ein vieractiges Schauspiel, „Erika“, gingen aus seiner Feder hervor.

Treffend schrieb die „Welt am Montag“: „Das Recht auf Liebe“ — das ist der Wahlspruch einer armen, müden Seele, der Liebe genug entgegengebracht wird — im Elternhause, von der Freundin, von der Braut. Immer aber will er mehr, will Feineres und Vergeistigtes, und weil er es nicht findet, geht er zu-Grunde. Diese innere Tagödie wird uns aber nicht durch eine sorgfältig ausgestattete Erzählung innerlicher und äusserer Vorgänge übermittelt — sondern wir erhalten gleichsam nur den Extract, die letzten, verhallenden und verklingenden Stimmungen. In weiter Ferne, unsicher und traumhaft, bewegt sich die Aussenwelt. Viel Reiz liegt in dem kleinen Werke, zarte Stimmung und Poesie.

Zum Schlusse sei erwähnt, dass wir von Paetel demnächst eine humoristisch-satirische Toggenburgiade: „Der Fensterwarter“, zu erwarten haben, ein Beitrag zur lyrischen Gedanken- und Stimmungsprosa, der bei der ersten Vorlesung in Berliner literarischen Kreisen viel Beifall und Heiterkeit erregte.

Paetel ist seit mehreren Jahren ständiger Mitarbeiter und Correspondent an Theater-Fachzeitschriften.

Dolce far niente.

Fernab von dem wüsten Treiben
Rom's und seiner Prachtpaläste,
Lag ich einst am Bachesrande
In dem kühlen Thal des Tiber.
Müde senkte ich die Augen,
Schaute blinzeln nach dem Schilfe —
Siehe! aus dem Wiesen-Röhricht
Steigt ein zarter Silbernebel
Und er ballt sich, er wird fester,
Er verdichtet sich zum Wesen —
Eine duft'ge Mädchenblume,
Fest geschmiegt in weisse Schleier,
Tritt heraus aus schwanken Halmen
Und sie spricht in mildem Tone:
„Sieh' nur, sieh', ich bin Dein Mädchen,
Bring' Dir Grüsse aus der Heimat,
Von den Lieben, die Dein harren,
Gar zu lang schon weilst Du ferne!“
Und sie neigt sich, und sie küsst mich
Liebeglühend auf die Wangen —
Und ich athme wonnetrunken
Bebend unter ihren Küssen.
Und ich will sie fest umschlingend
In das Gras herniederziehen!
Aber siehe — lichter Nebel
Flüchtet aus den leeren Händen
Bläulich steigt er auf gen Himmel
Neckisch scheucht der Wind ihn aufwärts.
Mürrisch rieb ich mir die Augen . . .
Jene kleine Wolke aber
Fliegt gen Norden heimgetrieben —

Bringt die Kunde von dem müden
Schläfer dort am Silberbächlein
In dem kühlen Thal des Tiber.

Berlin.

Erich Paetel.

An einen Kritiker.

Du dünkst Dich gross — die Locke wallt Dir in die
Stirn — genial —
Jedweder Autor, meinst Du, müsste schier vor Dir
verzagen —
Ich bitt' Dich, Freund, beherz'ge die Moral:
„Mit einem Streichholz kann man keine Wunden schlagen.“

Berlin.

Erich Paetel.

Frau Erinnerung.

Wer weltenfern, entfremdet Denen, die sich Menschen
nennen,
An and'rer Stätte Jemand fand, der ihn verstand —
Der darf sich glücklich nennen, folgt ihm doch auf seinem
Zukunftspfade,
Wenngleich auch unsichtbar, ein treuer Freund.
In gleichen Sphären schweben gleiche Geister,
Verwandt einander, wenn auch räumlich fern,
Begehren sie einander zu ergründen, zu umschliessen —
In's Innerste zu dringen bis zum Kern.
Vergang'ne Stunden, welche Offenbarung brachten,
Wie golden' Licht in trüber Dämmerung
Verklärend weithauch sie ein freundlich holder Schatten —
Es ist die alte, traute „Frau Erinnerung“.

Berlin.

Erich Paetel.

